

Kraus und Gore, einen seit einiger Zeit in Weimar wohnhaften Engländer, antraf. Goethe hatte oder ergriff wiederholt die Gelegenheit, in weit vorgerückten Schanzen, welche dem Feuer der Festung stark ausgesetzt waren, abermals die Ursachen und Wirkungen des Kanonenfiebers zu studiren, und nach der Uebergabe der Festung gab er während des Auszugs der Franzosen und der Clubbisten (24. und 25. Juli) wieder einen Beweis seiner Menschenfreundlichkeit, indem er durch sein unerschrockenes Einschreiten einen der abziehenden Clubbisten vor dem Schicksale anderer bewahrte, die ein Opfer der Volkswuth geworden. Am 26. ritt Goethe in die durch Kugeln und Brand verwüstete Stadt, wo er zunächst dem verwundeten, aber „ganz wohlgenuth auf seinem Sopha ausgestreckten“ Prinzen Louis Ferdinand von Preußen aufwartete. An der Wirthstafel hatte er dann später ein „artiges Abenteuer;“ er lernte hier nämlich den bekannten Kämmerer des Königs, von Ries, kennen, der ihm seine freudige Ueberraschung ausdrückte, an ihm einen Mann zu finden, „der doch auch nach etwas aussähe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse,“ während man bisher doch immer behauptet habe, „schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermüßt aussehen.“ Ueber alle diese Einzelheiten ist am besten auf das von Goethe über die Belagerung von Mainz geführte Tagebuch zu verweisen, welches dem sein Tagebuch über den Feldzug in der Champagne und die Rheinreise enthaltenden Bande angehängt ist. In Heidelberg hatte hierauf Goethe, nachdem er sich vom Herzoge beurlaubt, bei der alten Freundin Delf eine Zusammenkunft mit seinem Schwager und Jugendfreunde Schloffer, der ihm mit Bezug auf seine neueren Bestrebungen vorwarf, er sei in seinen alten Tagen noch immer ein „Kind und Neuling,“ daß er sich einbilde, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür er Interesse zeige, „es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Teutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden!“ Ueber Frankfurt, wo er einige Tage bei seiner Mutter weilte, kehrte er nach Weimar zurück, wo er gegen Ende Augusts eintraf, der Unruhe und der zuletzt erlebten aufregenden oder deprimirenden Scenen gänzlich satt und, wie es scheint, schon jetzt entschlossen, sich fortan so viel als möglich auf sich selbst und seine höhern Zwecke zurückzuziehen.

Zunächst nahm er hier wieder den Reineke vor, an den er die letzte Hand legte, sodaß gegen den Winter der Druck beginnen konnte. Noch im November gesteht er in einem Briefe an Jacobi, daß es ihm noch viel Mühe mache, dem Verse die nöthige „Mißance und Zierrlichkeit“ zu geben. Es ist sicherlich nur des höchsten Preises werth, daß Goethe an diese Arbeit verhältnißmäßig ebenso viel Fleiß und Ausdauer verwendete, wie er nur je an ein Werk eigener Erfindung verwandt hat. Für sein späteres Gnos „Hermann und Dorothea“ war in Bezug auf die Technik übrigens diese Arbeit eine treffliche Vorübung, die ihm dann gut zu statten kam. Sodann machte er so viel von dem Manuscripte des „Wil-

helm Meister“ fertig, daß der Druck des ersten Bandes 1794 vor sich gehen konnte. Goethe gewann es über sich, den ersten Entwurf, in welchem den Darstellungen aus dem Schauspielereleben zu viel Raum bewilligt war, um fast ein Drittel zu kürzen. In Ilmenau, wo auch „Hermann und Dorothea“ entworfen wurde, führte er dann den „Wilhelm Meister“ fort; denn Ilmenau war noch immer sein Lieblingsaufenthalt. Zwar die Bergbauangelegenheiten, die ihn zumeist dorthin führten, waren wegen des Zustandes, in welchem sich der dortige Bergbau leider befand, wenig erfreulicher Art; aber er liebte dieses heimliche anmuthige Thal, diese schönbewaldeten Höhen, und er liebte diesen idyllischen Erdwinkel doppelt, seitdem er seinen Knaben dort mit sich herumführen konnte, „der diese Gegend mit frischem kindlichem Sinne wieder aufsaß.“ Auch in Jena weilte er viel lieber als in Weimar, wo er sich eingeschnürter fühlte als dort, und nicht dieselbe wissenschaftliche Anregung und Unterhaltung fand. In Jena lehrte und wirkte jetzt an Reinhold's Stelle Fichte, der freilich durch seine starke rückichtslose Opposition in Religionsachen und durch seine offene Parteinahme für die französische Revolution den Herren in Weimar manche Unannehmlichkeit bereitete, was jedoch Goethe nicht hinderte, in ihm „einen der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen,“ zu erblicken; dort lehrten Götting, unter dessen Leitung er chemische Versuche anstellte, Hofrath Loder, dessen anatomische Vorlesungen er (s. B. im Januar 1795) eifrigst besuchte, und der von ihm hochgeschätzte Batsh, der wärdere Vorsteher des 1794 unter Goethe's Fürsorge und Aufsicht angelegten neuen botanischen Gartens. Sein Aufenthalt in Jena im Januar 1795 war für ihn besonders anregend, da sich damals auch die beiden Brüder Humboldt in Jena befanden. Namentlich trat er dem ältern Alexander, der mit Goethe schon von Batreuth aus eine naturwissenschaftliche Correspondenz unterhalten hatte, wie Schiller dem jüngern Wilhelm näher. Goethe wußte die hohe Bedeutung Alexander von Humboldt's besser und richtiger zu würdigen als Schiller; denn während dieser bekanntlich sich über den jungen Naturforscher sehr abfällig aussprach, urtheilte ziemlich zu derselben Zeit (1797) Goethe von ihm, daß seine Gegenwart allein hinreiche, „eine ganze Lebensperiode interessant auszufüllen.“ Goethe's Abhandlung „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie“ verdankt man vorzüglich der Anregung und dem Zureden der beiden Humboldt. Dagegen zerfiel er um diese Zeit mit dem Kapellmeister Reichardt; denn obschon er ihm seine dankbare Gesinnung dafür, daß derselbe seine lyrischen Arbeiten „durch Musik ins Allgemeine förderte,“ stets bewahrte, und obschon er noch in den „Tag- und Jahreshesten“ die Reichardt'sche Melodie zu dem Mignonliede als diejenige nennt, die vorzüglichste Bewunderung verdiene, so geriethen doch beide, nachdem sich Reichardt mit „Wuth und Ingrim“ in die Revolution geworfen, von selbst in die feindseligste Stellung zu einander, oder wie Goethe sich in seinen „Tag- und Jahreshesten“ darüber ausläßt: er war „von der musi-

fallschen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher.“ Goethe bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Dnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzubulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungeflüm ein solches Verhältniß abzubrechen.“

Alle jene wissenschaftlichen Bekanntschaften und Anregungen dienten jedoch nur dazu, ihn mehr von der Poesie ab- als ihr zuzuwenden. Die Gelegenheit zu einem neuen leidenschaftlichen Verhältnisse, welches seine Schöpferkraft befruchten könnte, wollte sich nicht finden, oder er war vielmehr entschlossen, keins anzuknüpfen, seitdem durch die Geburt eines Sohnes sein Verhältniß zu Christiane Vulpius ein Pflichtverhältniß geworden war. Mit Herder war er mehr und mehr zerfallen; er war mit ihm so weit gegangen, als er gehen konnte; von ihm hatte er kaum noch weitere ihm zusagende Anregungen zu erwarten. Aber der einzige Mann in Teutschland, von dem er für seine poetischen Zwecke noch zu gewinnen hoffen durfte, lebte ganz in seiner Nähe; und dieser Mann war Friedrich Schiller, den er bisher nur flüchtig gesehen, ja dem er absichtlich aus dem Wege gegangen. Er selbst drückt sich über das, was ihm Schiller geworden, in seinen „Tag- und Jahreshften“ (1794) mit folgenden Worten aus: „Noch aber war der Zwiespalt, der das wissenschaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämmtlich für sich zu fordern. In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit. Zum Behuf seiner Horen mußte ihm sehr angelegen sein, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, sämmtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen; für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander feimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.“

Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel in der Geschichte der Literatur, daß sich zwischen zwei Geistesheroen ein Freundschaftsbund zu einer solchen Innigkeit entwickelte, dem so entschiedene Antipathien und Differenzen vorhergingen. Schiller war am 21. Juli 1787 in Weimar eingetroffen und verweilte dort zunächst bis über die Mitte Mai 1788. Goethe befand sich noch in Italien. Herder, der Schiller freundlich aufnahm, ohne von ihm viel zu kennen, sprach sich über Goethe mit einer solchen Begeisterung aus, daß Schiller an seinen Freund Körner schrieb: „Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung.“ In einem spätern Briefe vom 12. Aug. 1787 berichtet Schiller weiter, daß Goethe von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer „Art von Anbetung“ genannt, daß er „noch mehr als Mensch denn als Schriftsteller“ bewundert werde, und

theilt dann gewissenhaft mit, was Herder Alles zu Gunsten Goethe's ausgelegt habe. Diese sich damals bei denen, welche ihn genauer kannten, fast ausnahmslos kundgebende gute Meinung für Goethe, der seinen Anfangs hier und da Anstoß gebenden jugendlichen Uebermuth abgestreift und sich zu edelster Männlichkeit und reinster Humanität entwickelt hatte, scheint allgemach für Schiller drückend geworden zu sein; denn dieser war durch seine prekäre Lage, die ihn zur Uebernahme von Brodarbeiten nöthigte, durch den keineswegs sehr ermutigenden halben Erfolg seines „Don Carlos“ und durch eigenes Ungenüge an seinen frühern Schöpfungen aufs Tiefste verbittert, sodas er am 7. Jan. 1788 an Körner schrieb: „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens.“ Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß Schiller damals Goethe beneidete, ja als ein Hinderniß für sein eigenes Emporkommen betrachtete und gründlich hasste. Seine eigenen Bekennnisse bezeugen dies. Am 19. Dec. 1787 schreibt er an Körner: „Goethe's Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie Lastthiere schweigen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Befoldung von 1800 Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.“ Schiller beneidete also Goethe um jene Muße und sorgenfreie Stellung, die er sich selbst von Herzen gegönnt hätte.

Goethe kehrte aus Italien zurück und Schiller hatte nun Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen. Dies geschah zum ersten Mal, wie schon oben im historischen Zusammenhange angeführt worden, am 7. Sept. 1788 im Hause der von Lengsfeld'schen Familie zu Rudolstadt. Schiller schreibt am 18. Sept. an Körner: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau von S., die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erin-

nerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen.“ Nachdem Schiller näher auf Goethe's italienische Mittheilungen eingegangen, fährt er fort: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (in Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterweges nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“ Man sieht, daß Goethe und nicht Schiller der Held des Tages war und das Gespräch allein führte. Zwar benahm er sich, wie auch Frau Herder an ihren Gatten schrieb, im Ganzen gut gegen Schiller, aber sicherlich, wie auch Schiller gegen ihn, ohne eigentliche Wärme. Es kam ihm nicht darauf an, Schiller durch Herzlichkeit für sich zu gewinnen; er war auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft damals nicht begierig. Schiller's bisherige lyrische und dramatische Producte stießen ihn eher ab, als daß sie ihn angezogen hätten. Nur in den „Göttern Griechenlands“ waren Anknüpfungspunkte geboten, und über diese entspann sich dann auch ein Gespräch, zwar, wie es scheint, nicht mit Schiller selbst, mit dem er von seinen dichterischen Erzeugnissen wol gar nicht gesprochen haben mag, aber mit seinen Reisebegleiterinnen während der Rückreise. Schiller's Recension des „Egmont“ hätte wol Anlaß zur Anknüpfung einer literarischen Conversation geben können, aber diese Recension enthält doch auch einzelne Punkte, über die Goethe sich mit dem jüngern Autor nicht gern in Auseinandersetzungen einlassen mochte, und Schiller, mit gewohnter Lebensflughheit, vermied es, das Gespräch darauf zu leiten. Kurz Goethe zog es vor, statt von deutscher Literatur von Italien zu sprechen; hier konnte er brilliren, ohne bestürzten zu müssen, von Schiller verdunkelt zu werden.

Auch nahm Schiller's Verstimmlung gegen Goethe in der nächsten Zeit nur zu und wuchs bis zu einer in der That grandios zu nennenden Verkennung der gemüthlichen und menschlichen Seite Goethe's. Am 2. Febr. 1789 schrieb er an Körner aus Weimar: „Desters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Erziehung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowol als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine

consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke“). . . . Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich, als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.“ Schiller's Eifersucht drückte sich fast noch unverstellter, man möchte sagen, roher in seinem Briefe vom 9. März 1789 aus, wo es heißt: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat“ u. s. w. Also das Glück, das Goethe voraus hatte, mußte er damit entgelten, daß Schiller, der sich ohnehin von ihm vernachlässigt wähen mochte, ihn des Egoismus beschuldigte. Die ursprüngliche Ueberlegenheit des Goethe'schen Genies über das seine dagegen erkannte er in einer seiner Aufreichtigkeit und Selbsterkenntniß nur Ehre machenden Weise vollkommen an. Schiller schreibt den 25. Febr. 1789 unter Anderem an Körner: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geklärten und verfeinerten Kunstsin“ u. s. w.

Schon freundlicher lautet im J. 1790 Schiller's Urtheil über Goethe. Dieser hatte damals auf einer Reise Dresden besucht und 8 Tage dort zugebracht. Körner schrieb über ihn an Schiller den 6. Oct.: „Goethe ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich errathen. Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht blos philosophirt; wenigstens nicht blos über Natur. Seine Begriffe von Styl und Classicität in der Kunst waren mir sehr

90) Hier ist eine Stelle im Manuscripte von Körner's Hand aufs Sorgfältigste ausgedrückt, deren Inhalt erst in neuester Zeit vermittels einer Coupee entziffert, dem Publicum aber noch nicht mitgetheilt worden ist. Sie ist allerdings so stark, daß es sich erklärt, warum Körner versuchte, sie unleserlich zu machen.